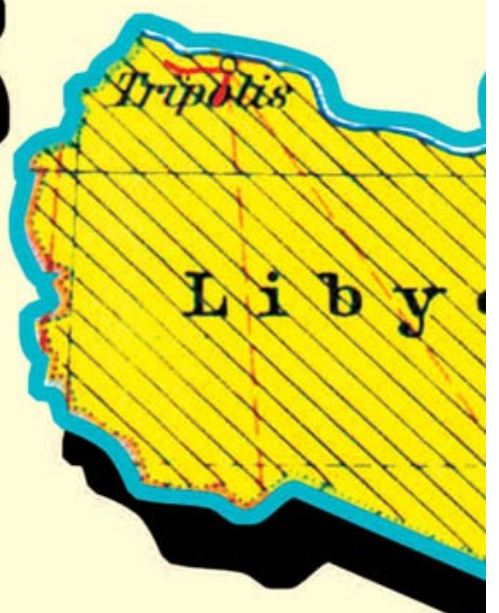
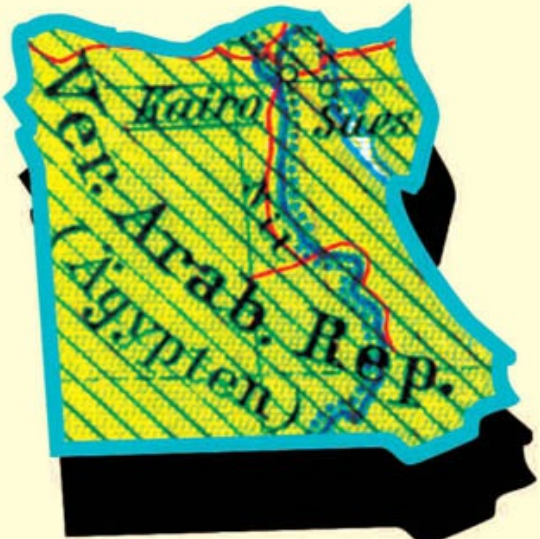
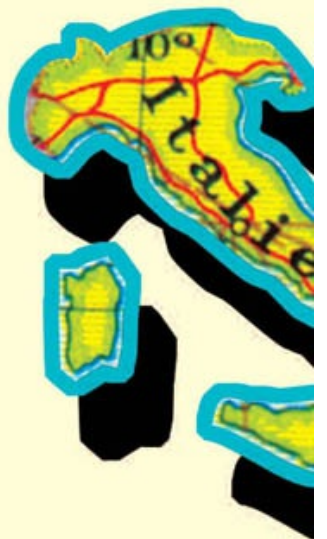


# Abbas Khider

## Der falsche Inder

Roman

Nautilus



Kleidungsstück einzeln an die Leine klammerte, darauf, dass sie bei jedem einzelnen Wäschestück ihre Arme hob, damit ich sehen konnte, wie sich ihr Busen auf und ab bewegte, wie der Busen der Tochter des Priesters. Fatima und ihr Busen erweckten in mir den Drang zu schreiben und trieben mich zum ersten Papierdiebstahl meines Lebens.

Ihretwegen stahl ich Papier von meinem Vater. Nicht dass er Schriftsteller gewesen wäre! Weit gefehlt! Er war ein einfacher Dattelverkäufer. Kaufte Papier nur, um darin die Datteln für seine Kunden einzuwickeln. Er bekam es von Angestellten der Stadtverwaltung, die aus ihrem Amt alte Behördenunterlagen mitgehen ließen und billig an meinen Vater und andere Händler verhökerten. Eigentlich müsste ich sagen, dass ich das Papier meiner Mutter gestohlen habe, denn in Wirklichkeit war sie es, die Datteln verkaufen musste, und nicht mein Vater. Der besorgte nur die Ware, und meine Mutter saß dann damit stundenlang auf dem Basar mit dem witzigen Namen Suq-Al-Aora – Einäugigen-Basar, nur einige Meter entfernt von unserem Haus. Sie arbeitete den ganzen Tag und kehrte abends müde und abgespannt zurück. Ihre Kleider waren immer klebrig und schmutzig, während sich mein Vater den ganzen Tag im Café des Basars herumtrieb, mit schönen, saubereren Kleidern, und abends nach Hause zurückkehrte, um meiner Mutter die Tageseinnahmen abzunehmen. Aber weil er der Mann war, nannte man das Geschäft »Geschäft von Hamid« und nicht »Geschäft von Selwa«.

Ich stahl also das Papier aus dem Geschäft meiner Eltern, um darauf zu schreiben, sobald mir das Zittern kam. Immer dann, wenn ich Fatima auf dem Dach erblickte. In dieser Zeit schrieb ich die ersten Zeilen meines Lebens auf die weiße Rückseite von Papier, das aus gestohlenen Staatsbeständen stammte.

Fatima aber wusste nichts davon und blieb für mich vollkommen unerreichbar. Sie war ein hübsches, blondes Mädchen, und ich fühlte genau das, was wohl auch der altehrwürdige Rilke gefühlt haben muss: »Ich will ein blondes Mädchen, mit dem ich spiele. Wilde Spiele.« Poesie ohne Patina. Oh, wie gern hätte ich doch wilde Spiele mit ihr gespielt, aber ich hatte nicht die leiseste Spur einer Chance. In Bagdad, besonders in unserem Viertel A'Thaura, wo hauptsächlich Südiraker lebten, gab es nur braun- und schwarzhaarige Menschen, und ein blondes Mädchen war eine Königin, eine Einäugige unter Blinden. Mit sechzehn heiratete Fatima einen dreißigjährigen Unternehmer, dessen Bauchumfang dem seines Kontos entsprach.

Nach Fatima glich mein Leben einer Wüste. Es passierte nichts Erwähnenswertes. In Bagdad, im sogenannten Volksoder genauer Armenviertel, wo die Häuser eng miteinander verbunden und die Traditionen, Bräuche und Sitten noch äußerst lebendig sind, ist es nicht leicht, sich mit einem Mädchen zu verabreden. Man konnte nicht einfach irgendwo mit einer Frau zusammen spazieren gehen. Man musste dazu schon bestimmte Plätze im Stadtzentrum aufsuchen, aber das funktionierte nur mit Beamtinnen oder Studentinnen, die sich zumindest teilweise frei bewegen konnten. Mit jungen Frauen, die weder studierten, noch sonst irgendwie berufstätig waren, war das ein Ding der Unmöglichkeit, weil sie ständig zu Hause bleiben mussten. Und von dieser Sorte Mädchen gab es in A'Thaura so viele wie Brot in einer Bäckerei. Deswegen hatte sich im Viertel eine ganz eigentümliche Sprache zwischen halbwüchsigen Jungen und Mädchen entwickelt: Die Augenzwinker-

und Kopfnicksprache.

Und die funktionierte so: Das Mädchen sitzt auf dem Boden vor der Haustür oder steht am Fenster und schaut nach draußen. Der Junge spaziert durch die Gassen des Viertels. Wenn er ein Mädchen anschaut, das seinen Blick sanft und etwas verlegen erwidert, oft auch begleitet von einem fast unmerklichen Grinsen, zwinkert der Junge mit einem Auge, was soviel heißt wie: »Ich mag dich.« Wenn das Mädchen weiter grinst, dann weiß der Junge, es hat gefunkt. Also spaziert er gemächlich und ausgiebig weiter durch andere Gassen, bevor er schließlich zu dem Mädchen zurückkehrt. Wenn es noch da ist, dreht er das Gesicht nach rechts oder nach links. Das heißt: »Folge mir!« Nun gibt es drei Möglichkeiten. Entweder sie folgt ihm, bis sie das Viertel verlassen haben und miteinander sprechen können, um ein mögliches Treffen zu verabreden, oder aber sie wirft ihm einen Zettel vor die Füße, auf dem sie Ort und Zeit einer möglichen Zusammenkunft notiert hat. Die dritte Möglichkeit aber ist ein Nicken mit dem Kopf in Richtung ihres Busens. Das bedeutet: »Komm näher!« In diesem Fall dreht der Junge eine weitere Runde, damit niemand merkt, was er vorhat. Wenn er dann zum dritten Mal an dem Mädchen vorbeigeht, muss er seine Ohren weit aufsperrern, weil es ihm Zeit und Ort für ein Stelldichein zuflüstert.

Diese dritte Möglichkeit eröffnete sich mir eines Mittags im Sommer mit einem Mädchen, dessen Namen ich bis heute nicht kenne. Die Kleine hatte wunderbare schwarze Augen und einen verdammt schönen vollen Busen. Wohnte in einem anderen Viertel, das von unserem einen etwa halbstündigen Fußmarsch entfernt lag. Sie raunte mir zu: »Heute, Mitternacht, auf dem Dach.« Den ganzen Nachmittag und Abend war ich nervös und aufgeregt und wartete darauf, dass mein Schreibtrieb wieder einsetzte. Ging sogar noch schnell beim Basar vorbei, um mir aus dem Geschäft meiner Eltern einige Blatt Papier zu besorgen. In der Nacht marschierte ich durch ihr Viertel, schlenderte jede halbe Stunde am Haus ihrer Familie vorbei und schaute dabei in Richtung Dach. Ich konnte es kaum erwarten, dass sie dort oben erschien und mir zunickte. Kurz nach Mitternacht tauchte sie endlich auf. Ihr Kopfnicken signalisierte mir, zu ihr aufs Dach zu steigen. Das Haus war nur einige Meter hoch und es gab genügend Fenster, die mir den Aufstieg erleichterten. Trotzdem dauerte es ein Weilchen, bis ich oben ankam, denn ich musste höllisch aufpassen, dass mich niemand entdeckte.

Als ich endlich auf der Dachumrandung stand, erblickte ich sie lächelnd, neben einem Taubenkäfig. Sie hatte ein unwahrscheinlich reizvolles Kleid an. Oder war es ein Nachthemd? Genauer gesagt war sie eigentlich halb nackt. Die Mauer um das Dach herum war ungefähr zwei Meter hoch. Als ich auf die Dachfläche hinabsprang, erklang zu meinem Erstaunen ein lauter, dumpfer Schlag. Gleichzeitig hörte ich eine kreischende, zornige Stimme von unten: »Was ist los? Wer ist da?« Das Mädchen wurde urplötzlich hektisch, drehte sich wie eine Verrückte im Kreis und fing aus Leibeskräften an zu brüllen: »Hilfe! Ein Dieb! Ein Taubendieb!« Völlig entgeistert starrte ich sie an und wusste im ersten Augenblick nicht, was ich tun sollte. Aufgeregt zischte sie mir entgegen: »Hau ab, du Blödmann, hau ab! Verschwinde!«

Ich sprang mit einem Satz auf das ein wenig niedriger gelegene Dach des Nachbarn.

Von dort aus gelangte ich auf die Straße und rannte pfeilschnell in Richtung meines Viertels davon. Hinter mir hörte ich wütendes Geschrei. Als ich mich kurz umdrehte, sah ich eine Horde Männer und Burschen hinter mir herlaufen. Einige hatten sogar Messer oder Stöcke in der Hand. Ich galoppierte wie ein wild gewordenes Pferd durch die Gassen, aber das Gebrüll ließ sich nicht abschütteln. Erst nachdem ich mein Viertel erreicht hatte, wagte ich es, mich erneut umzudrehen. Nichts! Gott sei Dank! Das war knapp. Verschwitzt und erschöpft trottete ich nach Hause und kehrte nie wieder in meinem Leben in jenes Viertel zurück.

Trotz alledem verführten mich immer wieder neue Reize, meiner Schreibspinnerei zu huldigen. Die Frauen auf den Straßen schienen mir von Tag zu Tag verführerischer und auch mein Tempeltraum verließ mich nicht. So blieb das viele Jahre hindurch. Ich stahl weiterhin Papier aus dem elterlichen Geschäft und schrieb, bis der Tag kam, an dem ich die Bagdader Frauen, Bagdad selbst und auch das Dattelpapier verlassen musste.

Ich erreichte Amman. Nicht als Urlauber, sondern als Flüchtling. Und für einen Flüchtling war es schwer, im Ausland zu leben, aber man findet immer einen Ausweg. Amman war eine kleine Stadt, aber ihre sanften Hügel und Berge ließen sie groß erscheinen. Es ging ständig den Berg hinauf oder den Berg hinunter. »Bergauf« hatte man stets das Gefühl, jemand würde sich einem an den Allerwertesten hängen, so dass dieser nach hinten gezogen wurde und man den Kopf unwillkürlich nach vorne strecken musste. »Bergab« aber empfand man genau das Gegenteil, als schöbe einem jemand mit aller Kraft den Hintern nach vorn. In dieser Bergauf-Bergab-Stadt also gelang es mir schließlich, einen Job zu finden. Ich kam in einer Kosmetikfabrik unter, die etwas außerhalb lag. Meine Aufgabe war es, die nassen Seifenkerne aus den Maschinen zu holen und zum Trocknen in die Sonne zu legen, dann die getrockneten Seifenkerne wieder einzusammeln und zu den Maschinen zurückzutragen. Die Fabrik gehörte einigen Unternehmern gemeinsam. Engländern, einer davon irakischer Abstammung.

Die Fabrik war eine Fabrik voll schöner Frauen; die Schönste von allen hieß Suad und hatte einen phänomenalen Hintern und einen geradezu göttlichen Busen. Sie arbeitete an einer der Maschinen, zu denen ich die getrockneten Seifenkerne zu bringen hatte. Gleich am ersten Tag in der Fabrik erwachte in mir wieder der Drang zu schreiben, besonders als ich Suad beobachtete, wie sie heimlich ihren obersten Blusenknopf öffnete, um dann vor dem Fabrikdirektor kokett auf und ab zu stolzieren, ihren Busen zur Schau stellend. Da fühlte ich, dass ich schlagartig zu längst vergangenen Jahrhunderten zurückgekehrt war, zum Tempel, zur Tochter des Priesters und zu deren Busen. Dasselbe Zittern, dasselbe Beben in jedem Teil meines Körpers. Der Wunsch zu schreiben stieg ins Unermessliche, doch ich hatte kein noch so winziges Stück Papier bei mir. Da entdeckte ich auf einem Tisch ein kleines Päckchen, in Papier eingewickelte Falafel. Es gehörte Suad. Kurz entschlossen nahm ich das Falafel-Papier an mich, und es wurde mein Lieblingsschreibpapier in dieser Stadt.

Mit Suad war ich schnell gut befreundet. Sie erzählte, sie hätte auch Lust zu schreiben, aber nur für sich selbst. Sie stammte aus Palästina, besaß aber die jordanische

Staatsangehörigkeit. Ihre Familie hatte in den Vierzigerjahren Palästina verlassen müssen, als Israel begann, auf der Weltkarte zu existieren. Suads Vater kämpfte mit irgendeiner verbotenen palästinensischen Organisation, die Palästina von den Israelis befreien wollte. Aber eines Tages wurde er zusammen mit seinem großen Sohn tot auf der Straße aufgefunden. Da war Suad gerade zwei Jahre alt. Sein mysteriöser Tod blieb bis zum heutigen Tage unaufgeklärt. Suad redete nicht gern darüber, aber einmal sagte sie zu mir, die jordanische Regierung habe das verbochen. »Diese Regierung ist eine Schande!« Die arme Suad musste dann gleich nach dem Abitur in der Seifenfabrik anfangen, um sich und ihre kranke Mutter über Wasser zu halten. Über ihren Traum, Rechtsanwältin zu werden, meinte sie nur schicksals ergeben: »Das muss ich vergessen!«

Mir wurde schnell klar, dass ich mich in Suad und ihr Schicksal verliebt hatte. Zwischen uns war eine enge Freundschaft gewachsen. Wir begannen, zusammen auszugehen, meist ins Kino, und verbrachten auch sonst eine Menge Zeit miteinander. Schrieben uns gegenseitig sogar Gedichte. Meine wichtigsten Gedichte aus dieser Zeit habe ich Suad aber nie gezeigt, denn sie waren der Betrachtung ihres Körpers entsprungen, immer dann, wenn ich wieder einmal jenes unbeschreibliche Zittern und Beben in jedem Teil meines Körpers verspürte. Natürlich erzählte ich ihr auch davon kein Wort und ich war glücklich über jeden Tag, an dem ich ihre traurigen schwarzen Augen sehen durfte.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie hoch mein Papierkonsum in dieser Zeit gewesen ist. Kaufen konnte ich das natürlich nicht. Mein Lohn reichte gerade mal zum Leben, wie hätte ich da noch Geld für Papier ausgeben können. Und so besorgte ich mir oft Papier aus den Mülltonnen oder an den zahlreichen Falafel- oder Kebabbuden. Ein Mal stibitzte ich sogar einen ganzen Stapel an einem Imbiss-Stand, als der Verkäufer mal kurz in die Küche musste.

So schrieb ich mehr als sieben Monate und das fast täglich. Aber das heißt noch lange nicht, dass alles in Ordnung gewesen wäre. In Jordanien konnte ich nicht mehr bleiben. Ich hatte zwar ein sechsmonatiges Aufenthaltsrecht, aber – wie alle Iraker, die während der Neunzigerjahre nach Jordanien gekommen waren – keine Arbeitserlaubnis. Ich musste mich häufig verstecken, wenn die Fabrik kontrolliert wurde. Musste jedes Mal über die Fabrikmauer springen und möglichst schnell möglichst weit weg rennen. Nach den ersten sechs Monaten Aufenthalt in Jordanien hatte man dann einen Dollar pro Tag an die Regierung zu bezahlen, oder man wurde in den Irak abgeschoben. Aber wer konnte sich das schon leisten!

Die sechs Monate hatte ich längst überschritten. Suad war sehr traurig, weil ich Jordanien verlassen musste, aber noch trauriger war ich selbst. Wie gern hätte ich ihr gesagt, dass ich sie liebte, aber mein Mut hatte mich verlassen. Also ließ ich Suad in ihrer Ersatzheimat zurück und machte mich auf den Weg, auch für mich eine zu finden.

Meine Gedichte für Suad und ihre Gedichte für mich ließ ich bei ihr zurück, als mein Abschiedsgeschenk an sie, aber die, die ich heimlich auf Falafel- und Kebabpapier geschrieben hatte, nahm ich selbstverständlich mit. Während meiner sechstägigen Reise, die mich per Bus und Schiff von Asien nach Afrika führte, blätterte ich sie immer und immer wieder durch und jedes Wort erinnerte mich an meine geliebte Suad. Ich schrieb ihr

einen langen Brief, in dem ich ihr aufrichtig meine Liebe schwor. Den behielt ich lange bei mir, bis ich ihn eines Tages wie in romantischen Filmen in eine Flasche steckte und ins Mittelmeer warf. Ob er jemals seine Adressatin erreicht hat?

Meine Füße berührten libyschen Boden, genauer gesagt landete ich in Benghazi. Diese kleine am Meer gelegene Stadt hatte außer eben diesem und zahlreichen Stränden nicht viel zu bieten – ich meine natürlich an Frauen. Zwar gab es davon eine schöne Auswahl, aus Asien oder Afrika und sogar aus Europa, besonders aus Rumänien, doch konnte man sie nicht so einfach ansprechen oder gar anfassen. Ich glaube, wenn die Regierung es erlaubt hätte, hätten die Männer an ihren Frauen am liebsten Schilder angebracht: »Harram – Anfassen verboten! Lebensgefahr!« Freitags hatte man in dieser Stadt das Gefühl, in der Sahara zu sein. Auf den Straßen war keine einzige Frau zu sehen. Überall nur Gläubige, die sich beeilten, das Freitagsgebet nicht zu verpassen. Auch abends waren die Frauen wie weggeblasen, abgesehen von einigen Ausländerinnen, die aber fast ausschließlich in männlicher Begleitung auftraten. Wie üblich gab es auch ein paar Huren, meist auch Ausländerinnen, besonders aus Marokko.

Mein Hobby »Frauen anschauen« baute ich in Benghazi langsam zu einer Wissenschaft aus, deren grundlegende Theorie ich »Analyse weiblicher Hinterteile« taufte. Zusammen mit einem Landsmann namens Hasan trieb ich mich oft an dem direkt in der Stadtmitte gelegenen Strand Tibisti herum, um die nachmittags dort spazierenden Frauen zu begutachten. Innerhalb kürzester Zeit gelang es uns, die wesentlichsten Unterschiede der verschiedenen Hintern herauszufiltern. Unsere Untersuchungen brachten das Ergebnis, dass die einzelnen Hinterteile ohne große Anstrengung der Nationalität ihrer jeweiligen Besitzerin zugeordnet werden konnten. So gehörten große, pralle Hintern libyschen oder ägyptischen Frauen, was meines Erachtens darauf zurückzuführen war, dass man in diesen Ländern traditionellerweise besonders viel Nudeln und Bohnen aß. Die kleinen, festen Hintern dagegen gehörten tunesischen und marokkanischen Frauen, weil diese, Hasans Vermutung zufolge, sich viel bewegten und wie Männer arbeiten mussten. Die kleinen, breiten und weniger festen Hintern, oft über recht dünnen Beinen, hatten meist sudanesishe oder somalische Eigentümerinnen, wohl wegen des Hungers und der erbarmungslosen Sonne. Die aber, die auf festen, fleischigen Beinen saßen, waren mauretanische, weil ... ja, warum nur! Fakt ist, dass diese unsere Theorie wohl kaum jemals eine größere Rolle auf dem weiten Feld der internationalen Wissenschaft spielen dürfte. Hasan und ich aber hatten einen Heidenspaß damit, und das war ja schließlich das Wichtigste.

Aber damit nicht genug. In Benghazi hatte ich endlich auch mal ein wenig Glück in Sachen Arbeit, nicht nur in Hinblick auf meine desolate Fluchtkasse. Gleich in den ersten Monaten fand ich eine Stelle als Arabischlehrer an einer Grundschule. Ich hatte den ganzen Tag zu tun, bis auf einmal eine Priestertochter vor mir stand in Gestalt von Jasmin, der neuen Englischlehrerin, die schlagartig meinen fast schon krankhaften Zwang zu schreiben wieder auflodern ließ. Dieses Mal war es das Papier der Schüler, das ich vorsichtig aus der Mitte ihrer Hefte heraustrennte, wenn sie mir diese zum Korrigieren mitgaben. Von jedem genau einen Bogen.